

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg

Die Waldschmiede.

Verfallen steht im Waldesgrund
Am Saumweg eine Schmiede,
Draus tönt nicht mehr der Hammerschlag
Zum arbeitsfrohen Liede.

Nicht weit entfernt ragt in die Luft
Ein lang gestreckt Gebäude,
Wo walten im Maschinenraum
Berufte Hammerleute.

Mit Nägeln aus der Dampfbrat
Ward zu der Sarg geschlagen,
Der den verarmten Nagelschmied
Zu Grabe hat getragen.

Das Battist-Tuch.

(Fortsetzung.) Aus dem Russischen von Georg Albert. (Nachdruck verboten.)

„Aha!“ dachte Andruschka und sofort stieg in ihm der Gedanke auf, daß es besser sei, von dem maskierten Fräulein gar nichts zu sagen; so war ja die Sache viel einfacher.

„Das Dienstpersonal kann aber nicht entlassen werden, bis der Untersuchungsrichter hier gewesen ist,“ sagte der Polizeibeamte zu dem ersten Haushälter.

Nach ungefähr zwei Stunden kam der Untersuchungsrichter und nach diesem der Staatsanwaltsgehilfe. Die Untersuchung begann. In der Tasche des Fracks fand man eine Brieftasche mit etwa 2000 Rubel Inhalt. Im mittleren Schubfach des Schreibtisches hing ein Schlüsselbund; das Äußere der Schubfächer trug keine Spuren von irgend welcher Durchsuchung. Man besah auch die Schränke im Schlafzimmer — auch da schien alles in Ordnung zu sein.

Der Staatsanwaltsgehilfe hob den Dolch vom Boden auf, betrachtete ihn, zeigte ihn dem Untersuchungsrichter und hielt ihn dann dem Koch und dem Burschen hin. „Habt Ihr diesen Dolch schon früher bei dem Verstorbenen gesehen?“ fragte er.

„Er hat immer auf dem Tische gelegen,“ antworteten beide.

Es folgte nun ein Verhör über die Lebensweise Uchanskis, über die Personen, die ihn zu besuchen pflegten, über seinen Charakter und seine Gewohnheiten. Aber keinerlei Fingerzeige zur Auffindung eines Beweggrundes zum Selbstmord waren aus den Antworten der Dienerschaft zu entnehmen.

„Es ist höchst seltsam, daß er nichts Schriftliches hinterlassen hat,“ bemerkte der Staatsanwalt zum Untersuchungsrichter; „gebildete Leute schreiben vor dem Selbstmord stets einige Zeilen nieder, damit die Behörden nicht irre geführt werden.“

„Augenscheinlich ist er um uns wenig besorgt gewesen,“ erwiderte lächelnd der Untersuchungsrichter.

„Fügen Sie hinzu: vorausgesetzt, daß wirklich Selbstmord vorliegt,“ bemerkte der andere.

„Aber wo sind Anzeichen, die auf Mord schließen lassen?“ entgegnete der Untersuchungsrichter. „Uebrigens werde ich bei meinem Verhör alle Umstände berücksichtigen und prüfen.“

Andruschka antwortete auf die ihm vorgelegten Fragen, daß am Morgen des vergangenen Tages wie gewöhnlich einige Leute bei seinem Herrn gewesen waren, daß dieser nach dem Frühstück ausgefahren, um 6 Uhr zurückgekehrt sei, nach dem Essen einige Zeit im Arbeitszimmer verweilt und sich sodann umgekleidet habe; darauf sei er wieder weggefahren und erst nachts zurückgekehrt, von einem Maskenballe.



Unnötige Sorgen. Nach dem Gemälde von H. Engl.

„Woher weißt Du, daß er auf einem Maskenballe war?“ fragte verwundert der Untersuchungsrichter.

Andrjuška merkte, daß er sich verschnappt hatte, antwortete jedoch ziemlich unbefangen: „Ich dachte es nur so, weil er oft auf Maskenbällen war.“

„Kam er sehr spät zurück?“

„Sehr spät ist es nicht gewesen. Ich hatte etwas geschlafen und nicht nach der Uhr gesehen.“

„Erschien er nicht zerstreut, verdrießlich?“

„Nein, ich habe nichts bemerkt.“

„Gast Du die Tür hinter ihm sofort selber verschlossen?“

Der Bursche bejahte. Der Untersuchungsrichter zuckte die Achseln und sagte, zum Staatsanwaltsgehilfen gewendet: „Bielleicht ergibt die Durchsicht der Papiere den Beweggrund zum Selbstmord; zerrüttete Vermögensverhältnisse zum Beispiel; das kommt am häufigsten vor. Die ärztliche Obduktion könnte gleichfalls Aufklärung bringen.“

Der Vertreter der Staatsanwaltschaft befragte das Dienstpersonal, ob man am Morgen keinen Brandgeruch wahrgenommen habe, und erhielt eine verneinende Antwort; er ließ dann im Kamin nachsehen, ob keine Spuren von verbrannten Papieren bemerkbar wären. Aber die Asche des schon seit längerer Zeit nicht geheizt gewesenen Kamins zeigte nichts derartiges. Der Hausknecht kam jedoch dabei auf den Einfall, die Schornsteinklappe zu öffnen und hineinzusehen.

„Da ist so eine Art Lappen 'reingesteckt,“ sagte er. „Und das ist ja ordentlich wie Blut. Ja, ja, das ist Blut!“ Und er zog das zusammengeballte, blutgetränkte und rußgeschwärzte Battist-Taschentuch hervor.

* * *

Der Untersuchungsrichter nahm dem Hausknecht das so unerwartet aufgefundenen Beweisstück ab und betrachtete es hastig. „Ein Damentaschentuch!“ rief er, und miewohl er an dergleichen Vorgänge vollauf gewöhnt war, konnte er eine gewisse Erregung nicht verbergen.

Auch der Staatsanwaltsgehilfe und die übrigen Anwesenden waren betroffen.

„Hier sind zwei lateinische Anfangsbuchstaben, S. L., gestickt,“ rief der Untersuchungsrichter, indem er fortfuhr, das Tuch zu befehlen. „Die Blutflecke sind nicht groß; augenscheinlich hat man damit die blutbefleckte Hand abgewischt. Es ist stark parfümiert. Offenbar ist es erst gestern parfümiert worden. Ich glaube, wir haben den untrüglichen Beweis in Händen, daß wir es mit einem Verbrecher zu tun haben und daß die Tat von einer Frau verübt worden ist.“

„Es ist klar, daß Uchanski das Tuch nicht selber in die Ofenklappe stecken konnte,“ rief der Staatsanwaltsgehilfe. „Aber wie hat eine Frau hier eindringen können, wenn, wie das Dienstpersonal versichert, niemand hereingelassen worden ist?“ fügte er hinzu und ließ seinen Blick forschend über die Anwesenden schweifen. Sein Blick blieb auf dem zitternden Andrjuška haften.

„Kommt' doch mal her!“ rief ihm der Beamte zu. „Du behauptest, daß vergangene Nacht niemand bei Deinem Herrn gewesen ist?“

„Nachdem der gnädige Herr zurückgekommen ist, habe ich niemand 'reingelassen. Bloß er ist nicht allein gekommen, sondern mit einem Fräulein!“ Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter sahen sich an.

„Du redest verworrenes Zeug,“ sagte der letztere zu dem Burschen. „Warum hast Du das nicht früher gesagt, daß der Herr nicht allein gekommen ist?“

Andrjuška blinzelte mit kläglichem Ausdruck mit den Augen. „Ich habe mich gefürchtet,“ antwortete er fast unhörbar.

„Was ist das für ein Fräulein gewesen? War sie schon früher einmal bei Deinem Herrn?“ fuhr der Untersuchungsrichter fort.

„Das kann ich nicht sagen; sie hatte eine Maske vor,“ sagte Andrjuška, der nun ganz zuversichtlich geworden war. „Als ich sie hereinkieß, hatte ich ein bißchen genickt, und als sie wegging, habe ich sie nicht gesehen. Sie und keine andere hat den gnädigen Herrn umgebracht,“ fügte er schluchzend hinzu.

Die Gerichtsbeamten wechselten abermals einen bedeutungsvollen Blick. „Da müssen Sie freilich die Dienerschaft und die Haushälter gründlich verhören und die mit Uchanski in Beziehungen stehenden Personen ausfindig machen, welche Frauen, die ihn besucht haben, bezeichnen können,“ sagte der Staatsanwalt zum Untersuchungsrichter. „Die Angelegenheit ist nicht unerheblich und scheint sogar romanhafter Natur zu sein, da Gelder und Wertgegenstände unverfehrt aufgefunden worden sind.“

Nachdem der Vertreter der Staatsanwaltschaft noch verschiedene Vermutungen geäußert hatte, fuhr er fort, während der Untersuchungsrichter sich sogleich anschickte, Andrjuška und den Koch Danilitsch eingehend zu vernehmen.

Der Untersuchungsrichter, namens Jakob Nitsch Marjesnii,

war in seinem Amte seit fünfzehn Jahren tätig und hatte sich bereits herborgetan; doch war er in seiner Laufbahn nur langsam vorwärts gekommen, hauptsächlich deshalb, weil er keine Lust hatte, sich in der Einöde der Provinz zu vergraben, sondern es vorzog, seine Stellung in Petersburg zu behalten. Für seinen Beruf hatte er ein lebhaftes Interesse; er liebte ihn sogar. Schon in der Kindheit hatte er eine Leidenschaft dafür gehabt, verstoßen Kriminalnovellen gelesen und die abenteuerlichen Erzählungen des berühmten Franzosen Lecocq verschlungen. Für Kriminaluntersuchungen hielt er sich gewissermaßen vorherbestimmt.

Das eingehende Verhör der Dienerschaft ergab für Marjesnii keinerlei leitenden Faden. Danilitsch kam nur selten in die Zimmer seines Herrn und wußte über dessen Lebensweise nur sehr wenig mitzuteilen. Große Ordnung hatte im Haushalte augenscheinlich nicht geherrscht. Das bestellte Mittagsmahl wurde häufig verschoben und zuweilen kam Uchanski überhaupt nicht nach Hause; die Speisen standen dann auf dem Herd, bis sie verbrannten. Gewöhnlich wurde für zwei bis drei Personen zubereitet, da Uchanski seine Morgenbesucher oft zum Frühstück einlud oder jemand zum Mittagessen mitbrachte. In unregelmäßigen Zwischenräumen fanden Mittagsmahle oder Abendessen zu sechs bis sieben Personen statt; meistens kamen Herren, zuweilen auch Damen dazu. Die maskierte Besucherin vom vergangenen Tage hatte Danilitsch nicht gesehen.

Seine Kammer lag gegenüber dem Schlafzimmer, auf der anderen Seite des Ganges. Er habe einen leisen Schlaf, jedes laute Gespräch im Zimmer des Herrn hätte er stets hören können, aber in vergangener Nacht habe er absolut nichts gehört.

Die Aussagen Andrjuškas waren etwas umfassender. Er kannte nach Namen und Aussehen alle ständigen Besucher Uchanski's. Die Dame von gestern habe er nicht von Angesicht gesehen, da sie maskiert war, er glaube jedoch, daß sie zuvor noch nie da war, denn so einen Radmantel, wie sie um hatte, habe er früher nicht gesehen. Auch ihre hellgrauen Ueberschuhe habe er vorher nie bemerkt. Sie sei von mittelgroßem, schlankem Wuchs gewesen, habe ein schwarzes Seidenkleid getragen und sei ohne Hut gewesen.

„Sprach Uchanski mit ihr russisch?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Nein, er sagte zu ihr etwas auf französisch, glaube ich,“ bejahte sich der Bursche.

Marjesnii schrieb die Namen der Herren, die öfter bei Uchanski zu sein pflegten, auf. Die Familiennamen von Damen wußte Andrjuška nicht.

Alle diese Aussagen brachten zwar Aufklärung über die Lebensweise Uchanski's, konnten aber dem Untersuchungsrichter zu keinem bestimmten Schluß verhelfen. Das Verbrechen blieb rätselhaft.

Augenscheinlich war es nicht die Tat einer zufälligen Besucherin aus der Klasse der Abenteuerinnen, welche Maskenbälle aufsuchen. Ein eigennütziger Beweggrund fehlte gänzlich. Der Mord erschien vielmehr als das Ergebnis von Beziehungen, die schon früher bestanden hatten, als eine Tat der Eifersucht oder Rache. Diese Vermutung hielt Marjesnii vor allem fest. Doch konnte es auch sein, daß die Täterin Uchanski getötet hatte, um sich gegen Gewalt zu verteidigen. Diese Annahme hatte indessen wenig wahrscheinliches für sich: eine Frau, die mitten in der Nacht von einem Maskenfest mit einem jungen Manne nach dessen Junggesellenwohnung fährt, würde wohl kaum ihre Ehre mit dem Dolche in der Hand verteidigen.

Uebrigens aber, rechtfertigen sich nicht oft die unwahrscheinlichsten Vermutungen? Marjesnii wußte aus seiner Praxis, daß die Tatsachen des wirklichen Lebens oft alles übertreffen, was die kühnste Phantasie erfinden kann. Ein Umstand nur machte ihn betroffen und erschien ihm unerklärlich: wie konnte eine Frau, die sich gegen Gewalttätigkeit verteidigte, zum Totschlag ihre Zuflucht nehmen, ohne zuvor versucht zu haben, sich loszureißen, zu rufen, Lärm zu machen, was notwendigerweise sowohl Danilitsch, der einen leisen Schlaf hatte, als auch der Bursche, der nur ein wenig auf dem Stuhle genickt hatte, hätte hören müssen?

Nach allen Anzeichen war es ein geplanter, wohlüberlegter Mord; die Verbrecherin hatte sich unvermutet, als Uchanski keinen Angriff erwartete, auf ihn gestürzt. Nur so konnte man es erklären, daß alles ohne Lärm abgegangen und daß die Wunde tödlich war. Aber wie hatte sich das Drama entwickelt, was war der Beweggrund zur Tat?

Marjesnii kam auf seine ursprüngliche Annahme zurück: der Mord war durch weibliche Eifersucht und Rache veranlaßt worden. Den Schlüssel konnten Uchanski's Papiere und die Aussagen seiner Besucher liefern.

Sobald alles, was in der Wohnung des Ermordeten ausgewählt worden, nach dem Gerichtszimmer des Untersuchungsrichters geschafft war, vergrub sich dieser bis über die Ohren in seine Aufgabe. Aber weder Uchanski's Papiere, noch sein Briefwechsel zeigten

irgend welche Beziehung zu der Katastrophe. Alles trug einen geschäftlichen Charakter und bezog sich auf Rechnungslegungen über Börsengeschäfte, auf Teilung von Matlergebühren, auf Verbindungen mit Behörden und Verwaltungen. Briefe von Damenhand waren nur wenige vorhanden und von unbedeutendem Inhalt. Nur ein rosenfarbiges, parfümiertes Billet lenkte Marjesnii Aufmerksamkeit auf sich. Es enthielt nicht mehr als zwei Zeilen in flüchtiger Damenhandschrift: „Kommen Sie auf den Nikolajewski-Bahnhof zum Abgange des Schnellzuges, aber lassen Sie sich von ihm nicht sehen.“ An Stelle der Unterschrift war nur eine Art Samen zu sehen, der ein lateinisches S vorstellen konnte. Gerade dieses Häfchen hatte Marjesnii aufmerksam gemacht. Wenn es wirklich den Buchstaben S bedeutete, so war es derselbe Anfangsbuchstabe, mit dem das blättrige Taschentuch gezeichnet war. Es war sehr natürlich, daß eine Frau, die ihre Beziehungen zu Uchanski verbarg, sich mit dem Anfangsbuchstaben ihres Vornamens, nicht des Familiennamens unterschrieb und zwar so, daß man diese Unterschrift für einen zufälligen, unbeabsichtigten Federstrich halten konnte.

Marjesnii sonderte dieses Billet von den anderen Papieren und steckte es in seine Briefftasche. Darauf nahm er sein Merkbuch zur Hand, in welchem nach der Aussage der Dienerschaft Namen und Wohnungen derjenigen Personen, die mit Uchanski häufiger verkehrt hatten, verzeichnet waren. In diesem Verzeichnis befanden sich einige ziemlich bekannte Namen, hauptsächlich aus der St. Petersburger Geschäftswelt. Marjesnii war jedoch der Ansicht, daß es für seine besondere Aufgabe zweckmäßiger wäre, solche junge Leute auszufinden, die in Schauspielerkreisen und mit Artistinnen verkehren. Er wählte zunächst einen davon, namens Sergius Walkowski und beschied ihn zu sich in das Gerichtszimmer.

Kimma Alexandrowna Schurlow, die wir bei ihrer Rückkehr nach der blutigen Katastrophe in der Wohnung Uchanskis verlassen hatten, fuhr nach ihrer Wohnung, bezahlte die Droschke und zog heftig an Klingelgriff. „Ist der gnädige Herr schon zurück?“ fragte sie den Pförtner, der nicht sofort geöffnet hatte.

„Sawohl, schon lange,“ antwortete dieser.

Kimma ging eilig die nur im unteren Teile erhellte Treppe hinauf. Der Umstand, daß ihr Mann zu Hause war, hätte sie bestürzt machen müssen; aber bei der seelischen Verfassung, in der sie sich jetzt befand, war sie nicht fähig, neue Eindrücke in sich aufzunehmen. Sie trat in das Wohnzimmer und blickte von dort aus in das Zimmer ihres Mannes. Dieser saß am Tisch und schrieb. Kimma glitt nun leise durch den Korridor in das Schlafzimmer. Dort warf sie den Radmantel ab, riß den Spitzenschawl, der ihren Kopf verhüllte, ab, übergab alles den Händen des Stubenmädchens und entließ dieses. Nachdem sie die Türe verschlossen hatte, lief sie vor den Spiegel und betrachtete sich von Kopf bis zu den Füßen. Auf der rechten Seite in der Gegend der Taille bemerkte sie einige rötliche Flecken. Rasch eilte sie zum Waschtisch, benetzte ein Handtuch mit Wasser und Eau de Cologne und wuschte das noch nicht ganz getrocknete Blut ab. Sodann warf sie das Handtuch in die Schublade, besah sich nochmals aufmerksam im Spiegel, ordnete das Haar, fuhr mit der Puderquaste über das Gesicht, um es zu erfrischen, und ging leise, mit kleinen Schritten, in das Arbeitszimmer ihres Mannes. Schurlow erhob den Kopf und sah sich um. Er war ein Mann von etwa 38 Jahren, klein, unterseht, von bräun-

licher Gesichtsfarbe, mit höchst alltäglichen Gesichtszügen und spärlichem Bartwuchs. In dem kurz geschnittenen Haupthaar wie auch im Backenbart schimmerte es an mehreren Stellen bereits grau. Die grauen, etwas hervortretenden Augen blickten eher ernst als klug; überhaupt fehlte es seinem Neuzeren sehr an Glanz. Er bekleidete ein Amt im Ministerium, galt als tüchtiger Arbeiter, der aber nicht für eine rasche Karriere bestimmt schien. Er war seit fünf Jahren verheiratet, betrachtete die kleine Wittigst seiner Frau als unantastbares Heiligtum und hielt seine Ehe für die glücklichste von der Welt. — Kimma liebte er grenzenlos, er sah in ihr den Inbegriff aller Tugenden und glaubte ihr unbedingt. Seine Rinderlosigkeit betäubte ihn zuweilen ein wenig, aber bei dem ihm eigenen profaischen Sinn tröstete er sich damit, daß Kinder viel Sorgen und noch mehr Ausgaben verursachen.

Kimma bewahrte in ihrem Verhalten ihm gegenüber eine Gleichmäßigkeit, die niemals versagte, und hielt ihn für einen ausgezeichneten Ehemann. Sie wußte, daß dieser durchaus alltägliche Mensch mit seinem ganzen Sein ihr gehöre und bereit sei, seinen letzten Blutstropfen für sie hinzugeben. Dies erzeugte bei ihr zwar nicht Liebe, dafür bestand aber in ihren Beziehungen zu ihm eine gewisse Wärme der Dankbarkeit, verbunden mit Sympathie, die dem Gefühl des Besitzes entsprang.

Wenn es zwischen ihnen zu Zusammenstößen gekommen wäre, würde sie ihn allerdings weniger hoch eingeschätzt haben; aber da er nur für sie allein lebte, fühlte und arbeitete, überzeugte sie sich allmählich selber, daß seine Alltäglichkeit von der Bescheidenheit herrühre und daß er im Grunde genommen eine sehr tiefe Natur sei. „Er ist gut, prächtig,“ dachte sie bei sich, und fühlte sich beleidigt, wenn im Bekanntenkreise ihre Wärme dem Manne gegenüber für Heuchelei genommen wurde. „Hast Du so lange bei Bjelezkis gefessen?“ fragte Schurlow, indem er mit müden, aber wie immer freundlichem Blick zu seiner Frau aussah. — „Ja, sie ließen mich durchaus nicht vor dem Abendessen weggehen; und dabei hatte ich solche Kopfschmerzen, ich wußte schon viel früher

fort,“ antwortete Kimma, indem sie mit kleinen Schritten um den Schreibtisch herumging und sich in einen Sessel ihrem Manne gegenüber niederließ.

„Kopfschmerzen? Ja, Du siehst blaß aus, furchtbar blaß,“ sagte Schurlow beunruhigt und stand auf. Er trat an sie heran und befühlte ihre Stirn und Hände. Sein Gesicht drückte sorgenvolle Unruhe aus. „Du siehst wirklich krank aus; was ist Dir denn?“ fragte er. „Hast Du kalte Füße bekommen?“

Er ließ sich auf die Kniee nieder und nahm ihren in einem Pantoffel steckenden winzigen Fuß in seine Hände. „Richtig, die Füße sind eiskalt!“ fuhr er mit wachsender Besorgnis fort. „Du erschreckst mich, Kimma. Mein Gott, was ist das? Was ist das für ein Fleck? Du hast ja Blut am Kleide!“ rief er plötzlich und deutete auf die Blutspuren am Besatz ihres Rockes, die sie nicht bemerkt hatte, als sie das Kleid vor dem Spiegel betrachtete. „Wo kommt denn das Blut her? Hast Du Dich verletzt?“

Durchsichtige Blässe bedeckte das Gesicht der jungen Frau. Sie glaubte, sie werde sogleich die Besinnung verlieren. Aber gleichzeitig strömte gleichsam eine Woge übernatürlicher Erregung durch ihre Nerven. Sie erzitterte in ihrem Innern, wie wenn sie mit Muten gepeitscht würde.

(Fortsetzung folgt.)



Jagdschloß Grunewald im Frühlingsdmuck.

Das Jagdschloß Grunewald ist ein richtiges und echtes altes Jagdschloßchen, reizend am Grunewaldsee gelegen und zu Wagen in einer Stunde von Berlin erreichbar. Seine Mauern haben noch wirkliche Hirsch- und Sau-Jagden erlebt; späterhin hielten die deutschen Kaiser das Jagdfrühstück hier ab, wenn die halbzahnen Damhirsche des Grunewalds einem eingestellten Jagen (Vappjagen) zu Hunderten zum Opfer fielen oder die jetzt nach Döberitz verlegte Parforcejagd, bei welcher die rotbüchigen Reiter ein seiner Hauer entledigtes Wildschwein hekten, in Szene gesetzt wurde. Tausende Berliner wanderten damals als Zuschauer in den Grunewald, und freuten sich an dem tollen Reiten des roten Feldes, dem Geläut der Bracken und den mannigfachen spaßigen Zufällen, die die Reitjagd mit sich brachte.

Eine Wette.

Skizze von E. Jahrow.

(Nachdruck verboten.)

Sie hatten sich immer ausgezeichnet verstanden, Franz Beck, gewöhnlich nur der botanische Franz genannt, und Liesel Brand, die wohlbekannte Hundemalerin.

Der Grund ihrer guten Kameradschaft war hauptsächlich die begründete Ueberzeugung, daß sie nichts, aber auch rein gar nichts von einander wollten. Das war so beruhigend, so behaglich! Zuletzt hatten sie sich gegenseitig eingestanden, daß gerade diese ungewöhnliche Anspruchslosigkeit ihre Freundschaft zu einer ausnahmsweise hohen und seltenen machte.

Dieses Gespräch fand wie immer in Liesels Atelier statt. Der Professor der Botanik Franz Beck saß auf einem gelbseidenen, unbequemen Sofa und verharrte seit zehn Minuten regungslos in der Stellung eines hüftlahmen Invaliden, weil er die Vorderpfoten eines Deckels festhalten mußte, der von Lies Brand gemalt wurde.

„Uebrigens,“ sagte die Malerin, indem sie versuchte, die Furchheit des Deckels in seiner Physiognomie festzuhalten, „übrigens bin ich gar nicht so sicher, daß unsere Freundschaft eine so ruhige bleiben würde, wenn man Sie auf die Probe stellte.“

„Auf was für eine Probe?“

„Nun, zum Beispiel, daß Sie mir zu meiner Verlobung gratulieren sollten.“

Der Professor sprang auf, und der Deckel fuhr ihm kläffend an die Beine.

„Grundgütiger Gott!“ sagte Lies mit hochgedrehten Augen, „ist es wohl möglich, daß ein Mann und ein Deckel zehn Minuten auf demselben Platz sitzen bleiben? Lieber Professor, nehmen Sie Platz, bitte! Ruck Dich, Männen, marsch — hopp — aufs Sofa!“

Man gehorchte ihr indessen nicht.

„Liesel!“ sagte Franz, „wie können Sie mir so einen niederträchtigen Schreck einjagen! Sie haben sich verlobt?“

„Wer sagt das? Nein, ich habe mich noch nicht verlobt. Ich setze nur den Fall — sehen Sie, das brave Vieh liegt schon wieder in seiner Ecke — Himmel, diese wundervolle Miene! Wie wütend er aussieht — das muß ich fix malen — Sie sehen übrigens genau so wütend aus — Herrschaft, nun setzen Sie sich doch endlich mal wieder hin!“

„Liesel,“ sagte der Professor von dem Gelbseidenen her, „was machen Sie heut für Witze? „Noch nicht verlobt“, sagen Sie? Ist denn überhaupt so etwas denkbar?“

„Manu?“ sagte Lies entrüstet, indem sie ihr dickes Näschen mit Würde erhob. „Glauben Sie etwa, mich will keiner mehr, weil ich jetzt dreißig bin?“

„Ach!“ sagte der Professor kleinlaut, „so meine ich das nicht. Natürlich wollen die Kerls Sie alle, die Sie kennen — ich meine die jüngeren. Sie sind hübsch, Sie haben einen Namen und etwas Geld — aber Sie waren doch bisher immer so vernünftig!“

„Bin ich ja auch noch. Nur wissen Sie — man soll nichts verschwören.“

„Oh — oh — und wissen Sie noch, was Sie mir vor fünf Jahren sagten, als wir uns kennen lernten? Es war an meinem vierzigsten Geburtstag, und wir standen an der Kapelle auf der Raishöhe bei Meran.“

„Gut! Gratuliert kann ich Ihnen doch nicht haben, da wir uns eben erst kennen lernten. Was sagte ich denn Schlaues?“

„Sie sprachen von der Myrtel im katholischen Glauben, von der Bauart der Kapelle und von der schönen Entwicklung des heutigen, weiblichen Geschlechts.“

„Da muß ich ja fürchtbar geschwätzig gewesen sein!“

„Sie schwanken aber lauter Vernünftiges; zuletzt sagten Sie, wie froh Sie wären, ein unabhängiges, deutsches Mädchen zu sein, und daß Sie nie, aber auch niemals diese Unabhängigkeit aufgeben würden.“

„Gott, ja, man redet so Vieles! — Ueberhaupt diese Kapelle! Sie hatte so was Merkwürdiges, Aufregendes für mich, wie alle gotischen Bauten —“

„Gotisch? Aber liebes Liesel, sie war ja romanisch.“

„Was? Gaha, haben Sie den spitzen Turm vergessen?“

„Spitz? Der Turm war kantig — ich glaube sogar mit Zinnen versehen.“

Lies legte den Pinsel weg und sah den Professor mitleidig an.

„Haben Sie schon mal einen kleinen Kapellenturm mit Zinnen gesehen? So was giebt's nicht, mein Herr.“

„Ich weiß aber ganz genau, daß er nicht spitz war.“

„Wetten, daß?“

„Um was wollen wir wetten: Mir ist alles recht. Und ich reise ja so wie so übermorgen ab, da kann ich auch den kleinen Umweg über Meran machen — kommen Sie mit?“

„Männer,“ sagte Lies zu dem knurrenden Deckel, „sieh Dir mal den botanischen Franz an, Männen! Fragt mich, ob ich mit ihm 'ne Reise machen will! Mein, Herr Professor, so weit bin ich noch nicht

borgegangen in meiner Entwicklung. — Aber nächste Woche reise ich, wie Sie wissen. Zwar nicht nach Italien, wie Sie, aber doch nach Labers bei Meran. Da hab' ich dann die Kapelle ganz in der Nähe und kann meine Wette gewinnen.“

Sie sah sehr niedlich aus, als sie jetzt aufstand, die Arme in die Seite stemmte und dem Freunde einen Diener machte.

„Also, um was haben wir gewettet?“ fragte der Professor lachend, indem er seinen leicht ergrauenden Bart streichelte.

„Ich weiß nicht — das ist ja egal, die Hauptsache ist mir doch, daß ich recht habe. Sie können mir nachher schenken, was Sie wollen.“ —

Als der Professor gegangen war, nahm Liesel ihren Deckel in die Arme, drückte ihn an ihre Brust und rief: „Oh Männen, treuester, verschwiegenster und verständnisvollster Freund meiner Seele! Gibt es einen eigensinnigeren, gutmütigeren und unpraktischeren Mann als den botanischen Franz? Nein, Männen, den gibt es nicht! Und darum ist es Zeit, daß es anders wird — besonders mit mir.“

Trotz der rätselhaften Wendung dieser Ansprache jagte der Deckel kläffend vor Freude im Atelier umher, als ihn seine Herrin niedergelegt hatte. Darin sah die Letztere ein Zeichen seines tiefen Verständnisses für ihre Worte und lachte vergnügt; ja sie lachte sogar noch, als das vandalische Tier, dem nichts heilig war, zehn Minuten später beim Verzehren ihrer Hauschuhe betroffen ward. —

Acht Tage später stand das Freundespaar auf der Raishöhe im wunderschönen Südtirol und schaute hinüber nach den Burgen und Willen, die sich überall erhoben.

Der Professor war heute Morgen angekommen, er hatte seine Abreise absichtlich so lange verschoben, um Liesel Brand dann in Schloß Labers, der unergleichen Pension, besuchen zu können.

„Wissen Sie, liebe Freundin,“ sagte er, „ich bin ganz unbrauchbar gewesen, seit meinem letzten Besuch bei Ihnen.“

„Wieso?“

„Ihre angedrohte Verlobung geht mir nicht aus dem Sinn. Sie dürfen mir das nicht antun, ich kann Sie nicht entbehren!“

„Aber das brauchen Sie doch auch nicht! Wir können doch immer Freunde bleiben!“

„Was? Und ich soll es ruhig mit ansehen, daß Sie einem anderen Manne angehören? Daß Ihre schöne, edle Selbständigkeit, Ihre Freiheit einem Tyrannen geopfert wird?“

„Ach, ach, ach! Ich denke, der Mann ist kein Tyrann?“

„Der andere Mann ist es immer. Ich selbst wäre es natürlich nicht — aber sehen Sie, da schimmert ja schon die Kapelle hinüber.“

Sie gingen schneller und standen gleich darauf vor dem einfachen kleinen Bau.

Aber erstaunt blickten sie sich gegenseitig an. Die Kapelle hatte gar keinen Turm. Rechts am Giebel erhob sich eine runde, kleine Kuppel, unter der das Glöckchen hing, das war alles.

Beide brachen in ein helles Gelächter aus.

„Verloren!“ rief der Professor. „Sie haben Ihre Wette verloren, Liesel! Was bekomme ich nun?“

„Und Sie haben sie nicht minder verloren! Was bekomme ich also?“

„Natürlich!“ sagte der Professor galant, „den Damen gebührt ja der Vortritt. Die Evolution des weiblichen Geschlechts ist noch nicht so weit vorgegangen — zum Glück — wie ich fürchtete. — Ich werde Ihnen etwas schenken, was ich Ihnen schon lange zugehört hatte, nur getraute ich mich nicht, es Ihnen zu geben.“

„Ei, Sie Geld!“ spottete Lies mit klopfendem Herzen. „Was ist's denn?“

„Erst beantworten Sie mir eine Frage — würden Sie sich wirklich zur Ehe entschließen können?“

„Ich bin sogar fest dazu entschlossen.“

„Aber — aber wissen Sie denn schon mit wem?“

„Noch nicht ganz genau.“

„Na dann,“ sagte der Professor eifertig, „dann nehmen Sie wenigstens mich! Ich bin zwar kein Anabe mehr, aber dafür habe ich Sie auch ganz polizeiwidrig lieb!“

Als Lies aus dem weiten Manteltragen des plötzlich so kühn Gewordenen wieder auftauchte, sagte sie atemlos: „Na endlich!“

„Herrgott,“ sagte Franz Beck verdutzt, „wieso denn?“

„Weil ich seit zwei Jahren auf diesen Moment gewartet habe!“

„Was? Und davon hast Du mich nie was merken lassen?“

„Ihr Götter! Kann ich dafür, wenn Du mein zartes Entgegenkommen nicht verstandest?“

„Aber ich denke, ich habe Dich gerade immer so gut verstanden!“

„Ja, das dachtest Du! Du kennst mich noch lange nicht in meiner ganzen Schledchtigkeit! Weißt Du denn, daß ich — daß ich die ganze Wette bloß inszeniert habe, um Dich hierherzulocken?“

„Aber Liesel! Der Turm ist doch wirklich nicht da!“

„Na ja — aber — — das hab' ich ja gewußt!“



Frühling im Isetal. Nach dem Gemälde von Ad. Schweizer.

Voll Wut und Zorn faßte O'Veary seinen Entschluß. Unter allen Umständen wollte er sich des verdächtigen Menschen, den ihm Doktor Weidner wer weiß in welcher Absicht aufgehaßt, entledigen. Am anderen Morgen war O'Veary mit besonderer Pünktlichkeit im Kontor und auch Hollweck trat nur wenige Minuten nach neun Uhr ein. Trotzdem fuhr der Irländer heftig auf den Eintretenden los.

„Verdammte Bummellei! Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, daß Sie früher hier zu sein haben als ich. Ein so fauler, nachlässiger Mensch wie Sie ist mir noch nicht vorgekommen.“

Dem jungen Mann schoß das Blut ins Gesicht.

„Ich muß doch sehr bitten, Mister O'Veary,“ erwiderte er stirnrunzelnd, „sich in Ihren Ausdrücken —“

Aber der andere ließ ihn gar nicht ausreden, sondern schlug zornig mit der Hand auf seinen Schreibtisch.

„Ach was! Halten Sie den Mund! Sie haben einfach zu gehorchen oder ich werfe Sie hinaus, Sie — Sie Schlingel!“

Die gröbliche Beleidigung ließ den jungen Mann seine Stellung und seine geheime Mission für den Augenblick ganz zu vergessen. Bleich vor Zorn trat er dicht an den Irländer heran.

„Wenn Sie nicht augenblicklich aufhören, diesen höchst unpassenden Ton gegen mich anzuschlagen, dann —“

Der Irländer sprang heftig auf, riß die Tür, die ins Nebenkontor führte, auf und schrie mit dem Aufgebot seiner ganzen Lungenkraft: „Hinaus! Hinaus!“

Die jungen Leute steckten alarmiert ihre Köpfe herein und Hollweck erkannte zu spät, daß er sich unklug benommen und daß der ganze Auftritt von dem Irländer nur vom Zaun gebrochen war, um ihn loszuwerden. Freilich, an ein Einlenken war nun nicht mehr zu denken und es blieb ihm nichts weiter übrig als zu gehen.

„Gut,“ sagte er, dem Irländer scharf ins Auge blickend, „ich gehe. Aber Sie werden doch noch von mir hören.“

Er schrieb noch an demselben Tage nach Berlin und bat um weitere Verhaltensmaßregeln. Die Antwort lautete: „Dableiben! Tun Sie, als suchten Sie eine andere Stellung und beobachteten Sie weiter!“

Hollweck war auch in der Folgezeit nicht müßig. Er beobachtete den Irländer so gut es ging und ließ sich von dem Buchhalter der Firma C. F. Weidner, mit dem er Freundschaft geschlossen hatte, über alle Ereignisse im Geschäft auf dem Laufenden erhalten. Daneben setzte er seine geheimen Nachforschungen fort. Unter dem Material, das ihm Doktor Paul Weidner gegeben hatte, befand sich auch die Mitteilung eines Gesprächs, das Paul Weidner mit dem Irländer kurz nach der Testamentsöffnung gehabt hatte.

Hollweck ließ sich angelegen sein, die Richtigkeit der damals von O'Veary gemachten Angaben zu kontrollieren. O'Veary hatte erzählt, daß er sich, nachdem er seine aus England mitgebrachte Uhr an seinen Freund Weidner abgetreten hatte, eine neue Uhr in der Stadt gekauft habe. Dabei hatte er in die Westentasche gegriffen, als wollte er diese Uhr dem anderen zeigen. Aber dann hatte er, sich anscheinend besinnend, bemerkt: „Ich habe sie ja zur Reparatur gegeben.“

Hollweck besuchte alle Uhrmacher der Stadt und indem er vorkam, er wünschte eine Uhr zu kaufen von der Art, wie Herr O'Veary sie besitze, forschte er nach, ob dieser einmal eine Uhr zur Reparatur gegeben oder gekauft habe. Bei dieser Gelegenheit machte er nun die Entdeckung, daß O'Veary allerdings eine neue Uhr erworben hatte. Aber der Kauf war am fünfzehnten September vor sich gegangen. Das Gespräch zwischen Paul Weidner und O'Veary hatte, wie der erstere sich genau erinnerte — denn es war der Tag der Uebernahme der Erbschaft gewesen — am zehnten September stattgefunden. Es hatte damals also allem Anschein nach O'Veary gar keine Uhr besessen, sondern eine solche erst fünf Tage später erworben. Warum also die Geste nach der Tasche, warum die falsche Angabe, daß sich seine Uhr in Reparatur befände?

Kurz nach dieser Entdeckung, die immerhin zu denken gab, fand ein weit überraschenderes Ereignis statt, das der ganzen Angelegenheit Kannenbergs mit einem ungeahnten Wendung gab.

16.

Es war ungefähr acht Tage nach Labundes Verurteilung wegen Diebstahls, als eine ärmlich gekleidete Frau auf dem Polizeibureau erschien und hier die folgende Erklärung abgab: „Ich bin die Frau Overmann. Labunde hat bei mir in Schlafstelle gelegen. Heute früh, als ich dabei bin, Labundes Strohsack auszuschütten und neues Stroh einzufüllen, finde ich hier dies Portemonnaie mitten in dem alten Stroh. Niemand als Labunde kann das Ding in dem Strohsack versteckt haben. Geld war nicht mehr drin. Wer weiß, wem der Spitzbube das Ding wegstibigt hat!“

In dieser Hinsicht war nun leicht Gewißheit zu schaffen, denn das Portemonnaie, ein elegantes Fabrikat englischen Ursprungs,

war außer mit den üblichen Behältern für Rouvant und Gold mit noch zwei anderen Täschchen versehen. Die eine war für Visitenkarten bestimmt und eine ganze Anzahl von Karten befand sich darin, alle mit dem Namen: „Emil Weidner, Inhaber der Firma C. F. Weidner.“ Der andere schmale Behälter enthielt eine Abonnementskarte eines Friseurs, ebenfalls auf den Namen Weidner lautend. Von den zwölf Coupons, die diese Karte enthielt, war erst ein einziger abgetrennt und das Ausstellungsdatum der Abonnementskarte war der fünfundzwanzigste August, der Todestag Weidners.

Schon die erste Nachforschung von Seiten der Polizei ergab ein merkwürdiges Resultat. Der Friseur, der sofort vernommen wurde, bekundete, er erinnere sich genau, daß Herr Weidner am Abend vor seiner Ermordung auf dem Wege nach dem Gartenfest im Gesellschaftshause sich bei ihm habe frisieren und rasieren lassen. Bei dieser Gelegenheit habe Herr Weidner eine Abonnementskarte gelöst und ein Coupon sei abgetrennt worden.

Daß diese Aussage genau der Wirklichkeit entsprechen mußte, das bewies das Datum der Ausstellung der Karte. Die Schlußfolgerung, welche nun aus diesem Ergebnis gezogen werden mußte, war eine höchst befremdende, alarmierende. Wenn Weidner dieses Portemonnaie, das schon jetzt als das seinige festgestellt war und das allem Anschein nach von Labunde in dem Strohsack versteckt worden war, am Abend seiner Ermordung bei sich getragen hatte, so konnte es ihm nur von Labunde abgenommen worden sein und dann war auch anzunehmen, daß bei dem Tode Weidners gar kein Raubeakt vorlag, sondern ein Raubmord. Und in weiterer Folge mußte man schließen, daß Referendar Kannenberg zu Unrecht verurteilt und daß Labunde der Mörder war.

Aber dann bei weiterer Ueberlegung trat dieser Annahme wieder die Tatsache entgegen, daß bei dem Ermordeten ja Uhr und Portemonnaie gefunden worden waren. Wie war dieser höchst seltsame Umstand zu erklären?

Es war nicht die Aufgabe der Polizei, sich über dieses schier unlösliche Rätsel den Kopf zu zerbrechen, sie übergab die Angelegenheit der Staatsanwaltschaft und diese betraute den Untersuchungsrichter mit den weiteren Ermittlungen. Der Untersuchungsrichter ließ sich zunächst den noch immer inhaftierten Labunde vorführen.

„Nun, Labunde,“ fragte er den durch die Haft sehr Herabgekommenen, zuerst nach seiner Gemohnheit einen jovialen Ton anschlagend, um den ihm Vorgeführten möglichst zu Geständnissen geneigt zu machen, „kennen Sie dieses Portemonnaie hier?“

Der Sträfling schnitt eine Grimasse, wie jemand, dem eine sehr fatale Ueberraschung zu teil wird. Seine Augen starrten wie gebannt nach dem ihm vorgehaltenen Gegenstand, als erblickten sie etwas besonders Erschreckendes.

„Na, Labunde,“ nahm der Untersuchungsrichter wieder das Wort, „leugnen Sie mal nicht erst lange! Ihr Aussehen beweist mir deutlich, daß Sie schon nähere Bekanntschaft mit dem Portemonnaie da gemacht haben. Nun erzählen Sie mir mal, wie Sie zu dem Ding da gekommen sind.“

Der Sträfling sank wie gebrochen in sich zusammen und stierte eine Weile schweigend vor sich nieder. Erst die Ermahnung des Untersuchungsrichters bewog ihn, sein Gesicht zu erheben.

„Ich hab's Ihnen ja schon gesagt,“ stotterte er kleinlaut.

„Schon gesagt? Ich erinnere mich nicht, daß Sie von einem Portemonnaie gesprochen haben.“

„Doch. Ich habe Ihnen ja gleich gesagt, daß ich Portemonnaie und Uhr dem toten Weidner abgenommen habe.“

Der Untersuchungsrichter runzelte die Stirn und machte eine ärgerlich abwehrende Handbewegung.

„Kommen Sie mir schon wieder mit dem Märchen, Labunde?“

„Märchen? Das ist die reine, unverfälschte Wahrheit, Herr Richter.“

„Also Sie behaupten, daß Sie den Leichnam des Herrn Weidner gefleddert haben.“

„Sawohl, Herr Richter. Das habe ich. Gefleddert hab' ich ihn — nicht weiter. Ich hab's Ihnen ja gleich gesagt.“

Der Untersuchungsrichter konnte sich einer gelinden Zornesausschüttung nicht verwehren.

„Labunde,“ schalt er, „ein so verlogener Kerl wie Sie sind, ist mir denn doch noch nicht vorgekommen. Sie haben doch längst eingestanden, die Uhr Herrn Weidner gestohlen zu haben, dem lebenden Herrn Weidner und nicht dem toten.“

Der Sträfling kratzte sich hinter den Ohren.

„Gestanden habe ich's eigentlich nicht, Herr Richter, sondern Sie haben's mir eingeredet und weil Sie mir doch sagten, daß Raub an einer Leiche schwerer bestraft würde als Diebstahl, so habe ich eben gedacht: gib mir ruhig zu, daß Du die Uhr gestohlen hast, denn ist die Sache erledigt.“

Der Richter erhob seine beiden Arme gegen die Decke, als wollte er den Himmel zum Zeugen der ruchlosen Wahrheitsverdrehung des verstockten Sünders anrufen.

„Also jetzt beliebt es Ihnen wieder zu erklären,“ fragte er mit einem gewissen grimmigen Humor, „daß Sie die Uhr zugleich mit dem Portemonnaie der Leiche abgenommen haben?“

„Jawohl, Herr Richter.“

Der Untersuchungsrichter verschränkte seine Arme über der Brust, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und forderte mit einem Anflug von Bonhomie auf: „Na, denn mal los, dann erzählen Sie einmal, wie sich alles zugezogen hat!“

Dabei machte er eine ironisch lächelnde Miene, als wenn er sagen wollte: „Ich bin doch neugierig, was der Kerl nun wieder zusammenlügen wird.“

Labunde begann: „An jenem Abend also besuchte ich ein Schanklokal am alten Markt, wo ich öfters verkehrt habe und wo —“

„Halt!“ unterbrach der Untersuchungsrichter und griff nach der Feder.

„Wo befindet sich das Lokal?“

„Am alten Markt. Die Nummer habe ich mir nie angesehen.“

„Aber der Name des Wirts ist Ihnen doch wohl bekannt?“

„Gewiß doch, Herr Richter. Er heißt Roack.“

Der Richter notierte den Namen.

„Erzählen Sie weiter!“ gebot er sodann.

„Es ging mir schlecht dazumal, weil ich schon seit vier Wochen ohne Arbeit war.“

Abermals machte der Richter eine Unterbrechung.

„Das war, nachdem Sie wegen Trunkenheit aus der Firma Weidner entlassen worden waren?“

„Stimmt, jawohl, Herr Richter. Es ging mir, wie gesagt, sehr mies und ich hatte keinen Pfennig Geld in der Tasche. Nicht mal einen armseligen Nordhäuser wollte mir der Wirt pumpen, obwohl ich doch manchen schönen Groschen bei dem Budiker gelassen hatte. Wie ich nun so recht trübselig am Schanktisch stehe und nicht weiß, soll ich gehen oder soll ich bleiben, schlägt mir auf einmal einer auf die Schulter. Na, Landsmann, warum so trauerklöterig, sagt einer zu mir. Trink' mit mir'n Glas, damit Du auf andere Gedanken kommst. Und richtig, der Mensch bestellt zwei Glas Bier und läßt auch gleich zwei Nordhäuser vorkommen. Dann animiert er mich, mit ihm mich an'n Tisch zu setzen und wir pikeln dann ganz vergnügt eins nach dem andern.“

„Und wie heißt dieser liebenswürdige Wohltäter?“ fragte der Untersuchungsrichter erwartungsvoll.

„Ja, Herr Richter —“ der Sträfling kraute sich mit einer Miene großer Verlegenheit im Haar — „das kann ich Ihnen mit dem besten Willen nicht sagen.“

„Was? Sie kannten den Mann gar nicht einmal?“

„Nicht im allergeringsten. Ich sah ihn an dem Abend zum ersten Mal und meine Augen haben ihn seitdem auch nicht wieder zu sehen gekriegt.“

„Ha!“ Des Richters Lippen umspielte wieder sein ironisches Lächeln. „Das konnt' ich mir denken: der bekannte große Unbekannte, der sich immer einstellt, wenn einer von Euch in Verlegenheit ist! Also der Mensch war Ihnen ganz fremd und doch spendierte er Ihnen, als ob sie die besten Freunde wären?“

„Ja, Herr Richter, das hatte seine besondere Bewandnis. Der Mann hatte nämlich an dem Tage eine alte Schuld eingetrieben, die er schon verloren gegeben hatte und da —“

Der Untersuchungsrichter schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Das muß man sagen, Labunde,“ bemerkte er halb ärgerlich, halb belustigt, „eine Phantasie haben Sie! — Na, also denn in Gottesnamen weiter.“

Der Sträfling zuckte mit den Achseln und machte eine Geberde zerknirschter Mutlosigkeit.

„Ja, wenn Sie mir doch nicht glauben, Herr Richter!“

„Erzählen Sie nur!“ gebot dieser ärgerlich. „Apropos, kennt der Wirt Ihren Unbekannten?“

„Ich glaube nicht, Herr Richter.“

„Das konnt' ich mir denken. Wie langen blieben Sie nun mit dem Fremden zusammen?“

„Bis gegen drei Uhr morgens.“

Der Richter blätterte eine Weile in den vor ihm liegenden Akten und sagte dann: „Der Mord an Weidner fand zwischen ein und zwei Uhr statt. Schlaupopf, der Sie sind! Also bis gegen zwei Uhr morgens. Hat denn der Wirt so lange Schankerlaubnis?“

Der Sträfling zeigte wieder eine Miene der Verlegenheit, während er erklärte: „Die hat er nicht — nur bis Mitternacht. Dann ließ er die Saloufie runter, weil wir doch so gemütlich zusammen waren.“

„Und waren noch andere Gäste dabei?“

„Nein, nur der Fremde, ich und der Wirt.“

Der Richter nickte.

„Gut. Wir werden sehen. Nun weiter!“

Der Sträfling blickte eine Weile nachdenklich vor sich hin, als bemühte er sich, seine Erinnerungen zu sammeln. Plötzlich erhob er sein Gesicht mit dem Ausruf: „Aber das habe ich ja dem Herrn Staatsanwalt schon alles haarklein geschrieben.“

„Dem Staatsanwalt?“

„Na ja. Es ist ja schon 'ne ganze Zeit her. Damals als sie den armen Referendar berknagt hatten. Da hatt' ich ja doch dem Staatsanwalt geschrieben.“

„So? Na, dann muß sich der Brief hier bei den Akten befinden.“ Der Untersuchungsrichter begann in den Akten zu blättern. „Wie war denn der Brief unterzeichnet? Mit Ihrem Namen doch gewiß nicht?“

Der Sträfling lächelte.

„Wie werd' ich denn? Mit dem Herrn Staatsanwalt hat niemand gern zu tun. N. N. habe ich unterhauen.“

Der Untersuchungsrichter hatte endlich den anonymen Brief unter dem Wust der in der Sache Kannenberg eingegangenen schriftlichen Denunziationen gefunden. Er begann mit Interesse zu lesen, aber je weiter er las, desto sichtbar zuckte das ironische, ungläubige Lächeln um seine Lippen. Endlich schloß er mit dem Ausruf: „Alles Lüge! Erfunden! Gemeiner Schwindel!“

„Aber Herr Richter!“ warf der Sträfling mit der Miene gekränkter Verschuldung ein.

„Ich sage Ihnen: Schwindel die ganze Geschichte!“ beharrte der Untersuchungsrichter und schlug zur Befräftigung seiner Ansicht mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. „Erstens ist erwiesen, daß Sie dem Kaufmann Weidner die von Ihnen verkaufte Uhr schon vier Wochen vor seinem Tode gestohlen haben und daß bei dem Ermordeten eine ganz andere Uhr gefunden wurde. Zweitens ist erwiesen, daß die Uhr von Ihnen hier in Nordenau verkauft worden ist und nicht in Berlin, wie Sie hier in dem Briefe angeben. Das werden Sie selbst doch nicht bestreiten?“

Der Untersuchungsrichter hatte seine Notizen gemacht. Er nach dem Sträfling hinüber, vor dem dieser schuldbewußt die Augen senkte.

„Na ja — das — das gebe ich ja zu,“ erwiderte er kleinlaut. „Die ganze Wahrheit wollt' ich doch auch nicht sagen. Ich wollte mich doch 'n bißchen sichern, und mir den Staatsanwalt nicht selber auf den Hals hegen. Aber alles andere ist wahr — das können Sie mir schon glauben, Herr Richter.“

Doch der Richter begnügte sich, eine verächtlich abwehrende Handbewegung zu machen.

„Wir werden sehen,“ sagte er kurz. „Ich werde hören, was der Schankwirt Roack zu Ihren Angaben zu bekunden hat. Apropos, wie soll denn der Unbekannte ausgesehen haben, der Sie so freigebig bei Roack mit Bier und Schnaps bewirtet hat?“

Der Sträfling legte seine Hand an die Stirn und dachte angestrengt nach, während der Untersuchungsrichter, die Feder in der Hand, mit ironisch lächelndem Blick wartete.

Endlich begann Labunde unsicher und stockend: „Es mochte ein Mann von ungefähr dreißig Jahren gewesen sein. Klein war er man, aber untersekt. Wie mir dünkt, trug er 'n hellblonden Vollbart, kurzgeschnittenes, hellblondes Haar und hatte blaue Augen. Bekleidet war er mit 'nem graufarienten Tuchanzug.“

Der Untersuchungsrichter hatte seine Notizen gemacht. Er legte dieselben zu den Akten, klappte den Aktendeckel zu, klingelte nach dem Schließer, der den Sträfling wieder abführen sollte und schloß das Verhör mit den unheilverkündenden Worten: „Ich glaube, Labunde, Sie haben sich da 'ne böse Suppe eingebrockt . . .“

(Fortsetzung folgt.)

⇨ Allerlei. ⇩

Prähistorischer Bergbau in den Alpen. Es ist durch Funde erwiesen, daß die Alpen von allen Gebirgstetten Europas am frühesten von Menschen aufgesucht worden sind und daß auch schon der primitive Mensch, sobald er sich aus Steinen, Knochen und Holz Werkzeuge zu verschaffen vermochte, eine Art Bergbau trieb. Bei den Salzlagerstätten von Hallstatt fand man sehr viel Werkzeug aus prähistorischer Zeit, doch war in jener Gegend das Klima damals zu schlecht, als daß Menschen beständig hätten dort wohnen können, so daß es scheint, als ob sie nur zum Bergbau hingezogen wären. Dann suchten die Menschen, wie Herr Much in der „Zeitschrift des deutsch-österreichischen Alpenvereins“ meint, nach Kupfererzen, die sie auch auf den Tauern suchten. Noch wieder später wurde die Ausbeutung von Salzlagerstätten in großartigem Maßstabe betrieben, wofür die Hekatomben von Tierknochen Zeugnis ablegen, die in Reichenhall und anderen Salzstätten gefunden wurden. Im ersten Jahrtausend vor Christi nahm der Bergbau beständig zu, man arbeitete in Hallstatt und Hallein, suchte auch im Tairitzker schon nach Gold. Gegen Ende des ersten Jahrtausend vor Christi wurden die einheimischen Bergleute auch auf Eisen aufmerksam, so stammt das berühmte norische Eisen aus den Kärntner Alpen. Die Bleierze verwandte man zum Schmuck der Tongefäße, dagegen spielte das Silber weder bei den nord- noch bei den westeuropäischen prähistorischen Menschen eine Rolle.

Unsere Bilder.

Unnötige Sorgen. Gemüthlich saß die Henne mit ihren Küchlein im Stroh des Hühnerstalles, als plötzlich die Hand der blonden Marie eins der Küken nach dem andern ergriff und alle auf eine große, runde Schüssel setzte, um sie mit in die Küche zu nehmen. Dort sollen die Kleinen ihr Futter erhalten, da auf dem Hofe und in dem Stalle die Gefahr besteht, daß das übrige Federvolk ihnen die besten Bissen wegschnappt. Die alte Henne, die sich wegen ihrer Küchlein stark beunruhigt, folgt ängstlich gluckend dem Mädchen. Sie wird erst, wenn sie ihre Kinderchen gefüttert und unberührt zurückerhält, einsehen, daß sie sich unnötige Sorgen gemacht hat, und die blonde Marie nicht wieder als Feindin betrachten.

Gemeinnütziges.

Marignysuppe, Rebhuhnsuppe für Gesellschaftessen. Alle Rebhühner geben auf folgende Weise eine ganz vorzügliche Suppe, welche man bei größeren Mittagessen gern als besonders fein und wohlschmeckend vorsetzt. Man setzt die vorgerichteten Hühner mit einem Stück rohen mageren Schinken in genügend Wasser auf's Feuer, schäumt gut, gibt allerhand Suppentwurzeln hinein, salzt die Brühe und kocht die Tierchen langsam in etwa 3 Stunden weich. Indeß brüht man junge Bohnenerne, wie auch Linsen, jedes für sich, zweimal ab, und kocht jede Sorte für sich allein in kräftiger Bouillon weich, worauf man sie durchreißt, den Drei zusammenschüttet und mit einigen Glas Rotwein vermischt. Die Rebhuhnbrühe wird geklärt und entfettet, mit braunem Buttermehl und dem Hülsenfruchtbrei zu sämiger Suppe verkokt und das in feine Streifen geschnittene Fleisch der Rebhühner hineingetan. Auf besonderer Schüssel gibt man die folgenden Eierkrusten dazu. Man schneidet ziemlich dicke Brotscheiben, die man so weit aushöhlt, daß in ihnen ein verlorenes Ei liegen kann. Man bäckt die ausgehöhlten Brotkrusten in Schmalz goldbraun, entfettet sie und legt die inzwischen auf bekannte Art bereiteten verlorenen Eier hinein, die man mit einer Mischung von geriebenem Parmesankäse und feinstens gewiegter Fraubentoszunge bestreut, ehe man sie rasch anrichtet.

Das Belacken der Briefmarken und der gummierten Papierflächen ist aus gesundheitlichen Rücksichten entschieden zu verwerfen. Wenn man bedenkt, daß wahrscheinlich zur Herstellung des Klebstoffes keine einwandfreien Flüssigkeiten und Stoffe verwendet werden, ferner an der trockenen, gummierten Fläche beim Lagern, Weitergeben während des Verkaufes allerlei Schmutz und Krankheitskeime haften bleiben, so ist es erklärlich, daß durch das Belacken Blutvergiftungen, Geschwüre an der Zunge, im Rachen usw. entstehen können. Nicht selten hat ein chronischer Nachenatarrch seine Ursache im Markenlecken. Vom gesundheitlichen, wie vom ästhetischen Standpunkte aus ist das Lecken an gummierten Flächen zu verurtheilen.

Mißverstanden.

„Was ist denn das? Du hast ja sämtliche Pendulen hingelegt?“
„Herr Baron hatten mir doch befohlen, daß während Ihrer Abwesenheit die Pendulen nicht stehen bleiben sollen.“

Ein Ausweg.

„Sagen Sie mir nur, Herr Kassier, warum sprechen Sie denn mit Ihrer Frau stets französisch?“

„Ganz einfach — weil wir auf deutsch gleich zu grob miteinander werden!“

Anzüglich.

Schwiegerjohn (der mit Frau und Schwiegermutter auf der Rheinreise ist): „Aber liebe Schwiegermama, weshalb wollen Sie denn den Drachenfels nicht mit besteigen? Das ist ja gerade für Sie ein besonders ansprechender Punkt!“

Mittel zum Zweck.

A.: „Da steht wieder eine ganze Reihe von Köchinnen unter den Vermählten!“

B.: „Natürlich; — wenn ein armer Teufel zu einer perfekten Köchin kommen will, muß er sie halt heiraten!“

Luftiges.



„Ich weiß wirklich nicht, Emil, von wem Du diese schlechten Sitten lernst . . . hast Du mich jemals die Stiegenbrüstung herunterrutschen sehen?“

Mitteilsam.

Ein Fremder geht am frühen Morgen über den Schloßplatz in Dresden. Der Platz ist völlig menschenleer, nur eine Patrouille, die einen Arrestanten abführt, begegnet ihm. Der Fremde bemerkt, daß der

Patrouillenführer im Vorbeimarschieren ihn eigentümlich fixiert und, als er vorüber, sich fortwährend nach ihm umsieht. Plötzlich kommt der Soldat zurückgelaufen, stürzt auf den Fremden los und flüstert diesem zu: „S Luder hat gemaust!“

Nachtsch.

1. Stataufgabe.



Vorhand spielt mit obigen Karten Kreuz-Solo. Im Stat liegen zwei nicht zählende Karten, dennoch gewinnt Spieler mit 98 35 Augen. Mittelhand hat bis Wit-Solo gereizt, Hinterhand 35 Augen in den Karten. Wie war die Kartenverteilung und das Spiel?

2. Verwandlungsaufgabe.

Aus 2 Wörtern soll durch Umstellung der Buchstaben ein Wort gebildet werde. Auf solche Weise entsteht aus:

1. Lache—Met = Name des Sohnes des Odysseus.
2. Ewald—Serbe = Name einer Stadt.
3. Mai—Ural = Name einer Krankheit.
4. Gaul—Port = Name eines Staates.
5. Der—Pau = Name eines Erdteils.
6. Stade—Mi = Ankerplatz.
7. Heefe—hart = See auf Ägiden.
8. Hofer—ob = Titel eines Romans von Zimmermann.
9. Furt—Tasche = Selbsthilfe mit gewaffneter Hand.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen eines Vorortes von Berlin.

3. Silbenrätsel.

Eins (umgestellt) und drei zu finden,
Ging in den Garten ich am Haus;
Der Zwei-Drei wollte ich sie binden
Zum schönsten Strauß.

Eins pflückt ich da im Frühlingsglanze;
Dann eilte fort ich sonder Ruh,
Und „guten Morgen auch, das Ganzel!“
Tönt es mir zu.

O weh, so hatt ich denn verloren
An Zwei-drei, die auf ihrer Hut! —
Sie lachte nun des armen Thoren
Boll Uebermut.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Der Besitzer der Streichholzschachtel steht links am Besucher, das Gesicht demselben zugewandt.
2. Weber, Werber.

Man muß sich zu helfen wissen.

Schlaumeier schreibt an seinen Gläubiger:

Werter Herr!

Sie mahnen mich an die 1000 Mark, die ich Ihnen seit 1. Januar 1898 schulde und versichern mir, daß ich, wenn ich nicht bis 1. Oktober dieses Jahres Kapital und Zinsen bei Heller und Pfennig gezahlt hätte, auf Ihre Veranlassung gepfändet würde. Um dies zu vermeiden, zahle ich unter Heutigem. Da mir aber andere Münzsorten nicht zu Gebote stehen, so werden Sie sich wohl begnügen, wenn ich Ihnen Fersengeld gebe und bitte mir darüber Quittung zu senden.

Hochachtungsvoll

J. Schlaumeier.

Poesie und Prosa.

Kat: „Junger Freund, Sie können den ganzen Sommer zu jeder Zeit ungeniert in meinem Gartenhause verweilen: es ist ein ruhiges, lauschiges Plätzchen und zur Poesie wie geschaffen.“

Dichter: „Herr Kommerzienrat, ich acceptiere mit Vergnügen.“

Kat: „Und nebenbei, nicht wahr, schauen Sie auf, daß kein Obst gestohlen wird.“